

blanvalet

LYNNE WILDING

Sterne über rotem  
Land

AUSTRALIEN-SAGA

»Ich freue mich jetzt schon auf die heimische australische Sonne«, bemerkte der Leutnant. »Von Schlamm und Schnee und Matsch hab ich für mein Leben genug.«

»Nun, Schnee ist sehr schön«, sagte sie und warf ihm einen verstohlenen Seitenblick zu. Sein mürrischer Ton bestätigte ihre Ansicht, dass er Schlimmes erlebt haben musste. »Jedenfalls bis er zu schmelzen anfängt.«

»Allerdings«, stimmte er ihr inbrünstig zu. »Sie sind auch aus Australien. Von woher kommen Sie? Wie lange sind Sie schon hier stationiert?«

»In England? Im Januar werden es zwei Jahre, seit ich aus Adelaide fortging. Ich wollte ursprünglich an die Front, aber man hat abgelehnt. Ich sei zu unerfahren, meinten sie. Pah! In Wirklichkeit hielten sie mich für zu jung. Ich weiß, wie die denken! Die denken, dass Frauen nichts an der Front zu suchen haben.«

»Seien Sie doch froh!«, sagte er barsch. »Glauben Sie mir, in einem Frontlazarett haben Frauen wirklich nichts zu suchen. Soweit ich es sehen konnte, war es schon für die Ärzte und Krankenpfleger schlimm genug.«

Etwas in seinem Ton, in seiner Haltung reizte Amy. Sie hätte zwar inzwischen längst an männlichen Chauvinismus gewöhnt sein müssen, gab es ihn doch überreichlich, sowohl hier als auch daheim in Australien, aber sie wusste, dass sie sich nie damit abfinden würde. Dafür hatte schon ihre freidenkende, den Suffragetten nahestehende Mutter– möge Amelia Carmichael in Frieden ruhen– gesorgt. Frauen waren keineswegs weniger wert als Männer, davon war Amy fest überzeugt. Und was bildeten sich diese Militärs überhaupt ein– und was bildete er sich ein?–, glaubten zu wissen, wo Frauen hingehörten und wo nicht, was sie aushalten konnten und was nicht! Wer sagte, dass Frauen nicht genauso hart und zäh sein konnten wie Männer? Natürlich war sie eine Frau, aber sie war vor allem eine verdammt gute Krankenschwester und hätte dort eingesetzt werden sollen, wo man sie am nötigsten brauchte.

»Es sind Einstellungen wie die Ihre, Leutnant, die zur Gründung der Suffragettenbewegung in Südastralien und anderswo geführt haben. Die Kolonialregierung unseres Staates hat den Frauen 1894 das Wahlrecht gewährt– bevor ich geboren wurde.« Amy geriet jetzt richtig in Fahrt. »Die meisten Frauen, die ich kenne, wollen sich nicht auf ein Podest stellen lassen. Sie möchten zwar respektiert werden, aber sie scheuen nicht davor zurück, sich auch mal die Hände schmutzig zu machen, wenn es nötig ist.«

Die Schritte des Leutnants stockten unwillkürlich, als wäre er es nicht gewohnt, für solche Äußerungen gerügt zu werden. »Ach du meine Güte, was haben wir denn hier: eine Pankhurst-Anhängerin?«

»Nein. Nur eine Frau, die sich nicht den Kopf tätscheln und sagen lässt, sie soll sich schön brav in die Ecke setzen und den Mund halten. Immerhin hat die britische Regierung jetzt endlich eine kleine Erleuchtung gehabt und bestimmten Frauen heuer das Wahlrecht gegeben.« Sie merkte, dass sie schon selbst wie eine Suffragette klang, aber sein Sarkasmus erzürnte sie noch mehr und so sprach sie weiter: »Der Krieg hat vieles auf den Kopf gestellt, hat Gutes und Schlechtes gebracht, aber was die Frauen betrifft, war er eher von Vorteil. Viele Frauen mussten die Arbeit von Männern verrichten, weil diese an der Front waren.«

Randall McLean gab sich vor diesen bestechenden Argumenten geschlagen. Er lachte. »Nun, da kann ich Ihnen nicht widersprechen. Die Frauen haben die Lücken, die durch den Kriegsdienst der Männer gerissen wurden, bewundernswert ausgefüllt. Trotzdem: mein Beileid an den Herrn, den Sie einmal heiraten werden. Ich denke, der wird's nicht leicht mit Ihnen haben!« Seine braunen Augen funkelten vergnügt, so als hätte er eine diebische Freude an ihrem verbalen Schlagabtausch.

»Nicht, wenn er meine Ansichten teilt!«, antwortete sie, schärfer als beabsichtigt. Erst gestern hatte sie einen Zusammenstoß mit einem Arzt wegen der Behandlung eines

Patienten gehabt. Es waren scharfe Worte gefallen, denn die arrogante, herablassende Art, mit der er auf ihre Anregungen reagiert hatte, hatte sie auf die Palme gebracht.

Sie standen nun vorm Eingang zu Station 20.

»Da wären wir, Herr Leutnant«, sagte Amy und machte Anstalten, weiterzugehen.

»Wollten Sie nicht Ihren Dienst antreten?«

Sie musste daran denken, wie gerne sie das Gesicht des Gefreiten McLean gesehen hätte, aber man hatte sie für die erste Hälfte ihrer Schicht auf Station 16 eingeteilt und sie war ohnehin schon spät dran. »Schon, aber erst später. Ich wünsche einen Guten Tag, Leutnant McLean. Ihrem Bruder geht es besser. Er wird sich freuen, Sie zu sehen.« Und damit ging sie.

»Randall!« Danny riss erstaunt die Augen auf und blickte seinem Bruder, der forschen Schritts zwischen den Betten auf ihn zukam, entzückt entgegen. Er wollte aufstehen, um ihn zu begrüßen, sank aber mit einem Zischen wieder aufs Bett zurück. Stattdessen setzte er sich auf und erwartete seinen Bruder mit einem breiten Grinsen.

»Dachte, ich schau mal rein, um zu sehen, ob du hier nicht nur krank spielst.« Randall warf seinem Bruder ein paar Päckchen Zigaretten in den Schoß.

Danny schüttelte den Kopf. »Mensch, ich freu mich, dich zu sehen!« Sie schüttelten sich die Hände. »Danke für die Kippen. Wenn ich hier raus bin, höre ich wieder auf. Ich rauche nur, weil's hier so langweilig ist.«

»Was haben wir denn da?« Randall deutete auf Dannys hellbraunen Schnauzer.

Danny zuckte die Achseln. »Lässt mich älter aussehen, oder? Und ich spare mir Zeit beim Rasieren.«

Randall lachte. »Wusste ich's doch, dass du ein fauler Sack bist.« Er wurde ernst. »Aber wie geht's dir nun wirklich?«

»Och, jeden Tag besser– behaupten zumindest die Ärzte.«  
Er musterte seinen Bruder. »Kein Kratzer. Bist ein  
verdammter Glückspilz.«

»Ja. Ein Glückspilz.« Aber Randall wusste, dass er sehr  
wohl Narben davongetragen hatte, nur sah man die nicht.  
Keiner, der in den Gräben war, kam ohne psychische  
Narben davon. Er wandte seinen Blick von Danny ab und  
ließ ihn durch die Station schweifen, musterte die anderen  
Patienten, alles Soldaten in den verschiedensten Stadien  
der Genesung.

Da entdeckte Danny die Verdienstmedaille mit dem roten  
Band, die an Randalls linker Brust prangte. »Und ein Held  
obendrein.« Mit einem traurigen Unterton fügte er hinzu: »  
Dad wäre stolz auf dich gewesen.«

Randall zuckte die Achseln, als ob ihm seine Medaille egal  
wäre. »Wenn's nach mir ginge, würde das Ding schön brav  
in der Samtschachtel stecken, aber Colonel Lindner sagt, ich  
kriege Ausgangssperre, wenn ich sie nicht die ganze Zeit  
trage. Meint, es sei gut für die öffentliche Moral. Was immer  
das sein mag.«

»Wie hast du sie gekriegt?«, wollte Danny wissen.

Randall antwortete nicht sogleich. Mit einem entrückten,  
glasigen Ausdruck in den dunkelbraunen Augen dachte er  
an den Vorfall zurück. »Nichts Besonderes«, sagte er mit  
einem Schulterzucken. »Hab bloß zwei  
Maschinengewehrnester mit einem halben Dutzend  
Deutscher ausgehoben.«

»Wie hast du das geschafft?«, meldete sich nun Harry von  
gegenüber, scheinbar ohne sich darum zu kümmern, dass  
er schamlos gelauscht hatte.

»Na, wie schon? Ducken, rennen, Kugeln ausweichen«,  
sagte Randall, ohne den Mann anzusehen. Er musterte  
seinen Bruder. »Das hättest du auch gekonnt. Jeder hätte  
das gekonnt.«

Harry schnaubte laut, seine typische Art, seinem Unglauben Ausdruck zu geben. »Bestimmt nicht, *mate*. Sir, meine ich.«

Danny schaute sich daraufhin seinen Bruder genauer an. Beide hatten sich zwar gleichzeitig gemeldet und waren auch dem gleichen Regiment zugeteilt worden, doch hatten sie sich in der ganzen Zeit nur einmal gesehen, während eines zweitägigen Kurzurlaubs, in einer Taverne, in einem halb ausgebombten Dorf unweit von Reims. Randall sah älter aus als vierundzwanzig. Und wenn er seinen Kopf ins Licht hielt, konnte man ein paar vorzeitige graue Haare in seinem ansonsten rabenschwarzen Schopf entdecken. Aber es war mehr seine Art, die Danny beunruhigte, dazu dieser stets wachsame, vorsichtige Ausdruck in seinen Augen, als müsse er immer auf der Hut sein. Nun, eigentlich nicht überraschend, wenn man bedachte, was er hatte durchmachen müssen. Danny hatte mehr als einen Schützengraben-Veteran mit diesem beinahe wilden, unzivilisierten Ausdruck in den Augen gesehen.

»Hast du was über Edward herausfinden können?«, fragte er. »Wo er begraben sein könnte?« Er war sich nicht sicher, ob er es überhaupt wissen wollte, denn wenn er es wusste, würde das den Tod ihres Bruders endgültig bestätigen.

»Noch nicht. Bei den entsprechenden Behörden herrscht immer noch Chaos. Ich vermute, dass er in irgendeinem Massengrab in der Gegend um Ypern begraben liegt.«

»Aber wir werden doch trotzdem einen Grabstein für ihn auf dem Familienfriedhof aufstellen, oder?«, fragte Danny.

»Natürlich.«

Beide schwiegen eine Weile und hingen ihren Gedanken, ihren Erinnerungen an Edward nach.

»Apropos Drovers Way«, begann Randall, »ich werde eine Woche vor Weihnachten entlassen. Ich glaube also nicht, dass ich dich noch mal besuchen kann, bevor sich mein Regiment Richtung Heimat einschiff.«